

Das Kostüm

Autor(en): **Ginisty, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 17

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er das nächste Mal ein Beförderungsmittel verwendete war es eine Droschke, in der er saß, wirr im Kopf und müde, aber frei von Zahnweh und glücklich. Die Droschke hielt vor einem Hotel. Er wankte in einem Aufzug und hinauf in sein Bett. Dann versank er sofort in einen Schlummer, in dem Grade traumlos, daß nicht einmal die Erinnerung an das seltsame Betragen des Droschkenkutschers böse Träume hervorrief. Und doch hatte der neapolitanische Kutscher etwas so Seltsames getan, sobald er ihn abgesetzt hatte, davonzufahren, ohne die fünf-fache Taxe zu verlangen — ja ohne überhaupt etwas zu verlangen. Für die Bezahlung hatte der freundliche Professor gesorgt, bevor er seinen Patienten in die Droschke gesetzt hatte. Trotz Calderon ist nicht das ganze Leben ein Traum.

Er merkte es, als er am Tage darauf in dem eiskalten Zimmer die Augen aufschlug. Sein erster Gedanke galt der Brieftasche. Er erinnerte sich dunkel, daß er im umnebelten Zustande nach Hause gekommen war. Er schwankte zu den Kleidern, die auf dem Stuhle durcheinander lagen. Wieviel hatte ihn der gestrige Tag gekostet? Ein hastiger Blick in die Brieftasche genügte, um zu konstatieren; er hatte ihn so ungefähr 100 Lire gekostet. Er befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge. Wie? Wohin waren die gekommen? Ein eigentümliches Gefühl an seiner Zunge gab ihm einen Leitfadens für die Lösung dieses Rätsels. Er spürte einen spröden Widerstand, als die Zunge über die Zähne glitt. Er griff nach einem Spiegel und starrte hinein. Nein — und doch, ach ja! Man konnte an vielem zweifeln, nicht aber an diesem Augenblick; sein Zeugnis war allzu unwahrscheinlich, um wahr zu sein. Der schmerzende Zahn war ausgezogen: ein schwarzes Loch gähnte



Paula Brosig (Marietta Fleury) und Karl Schmid-Bloß (Prinz Louis Napoleon Bonaparte)

Marietta

Die musikalische Komödie «Marietta» mit den beiden Hauptfiguren Prinz Louis Napoleon und Marietta Fleury, eine kleine Provinzsängerin und Geliebte Napoleons, hatte in Berlin und Wien ungewöhnlichen Erfolg und fand auch bei den bisherigen Aufführungen im Zürcher Stadttheater freudige Aufnahme. Text: Sacha Guitry, Musik: Oskar Straus

PHOT. E. HABERKORN

Das Ballett und Emil Reißner (Jerôme Bonaparte, Exkönig von Westfalen)

da, wo er gesessen hatte, aber auch da, wo die zehn Goldplomben sein Lächeln erhellt hatten, gähnten zehn schwarze Flecke. Die Goldplomben waren fort. Zehn Zementplomben waren in aller Eile an ihre Stelle geschmiert. Professor Taramelli aus Kentucky, Omaha, Seattle, Denver und Neapel hatte sein Werk getan. Und er hatte die Wahrheit gesprochen: Die Operation war wie im Traume gegangen. Die Bezahlung auch! «Sagen wir, was Sie wollen», warum nicht? Wenn der Patient betäubt ist, hat ja doch der Arzt das letzte Wort.

Die Väter haben doch nicht alle Weisheit in ihren Sprichwörtern geborgen. Neapel sehen und sterben! Gut! Aber dann muß man das Geld für die Beerdigung an einem Orte außerhalb Neapels deponieren.

Das Kostüm

VON PAUL GINISTY

Autorisierte Uebersetzung von Alice Neumann

Einige Schauspieler hatten sich im Büro des Impresario, der ein Sommerensemble zusammenstellen wollte, eingefunden und erzählten von ihren Reiseerlebnissen und besonders von ihren Erfolgen in fernen Ländern.

Ja, die Weitestgereisten sind eben heutzutage die Künstler. Ihre Tournees führen sie überall hin, lassen sie alle Länder der Erdteile durchstreifen, vor ihren Augen eröffnet sich ein weiterer Horizont, als ehemals vor den Weltumseglern. Und doch sind die Eindrücke, die sie empfangen, meist persönlicher Art: der Name einer romantischen Stadt löst in ihnen nur die Erinnerung an irgendein Theaterereignis aus. Außergewöhnliche Erfolge bleiben ihnen fest im Gedächtnis haften und vermischen alle sonstigen Eindrücke.

«Zwölfmal hervorgerufen!» Das läßt die Romantik der Gegenden, die sie durchqueren, in Vergessenheit geraten.

«Mein Gott», sagte eine behäbige Dame namens Madame Chevilon, genannt Delphine Marin, «mir kommt dabei eine sehr traurige Geschichte in Erinnerung. Sie ist schon sehr lange her, damals hatte ich noch nicht solchen Umfang, der mich zur komischen Alten stempelte. Damals war ich noch jung! Ich war als Star für eine Operntournee durch die Vereinigten Staaten und Mexiko engagiert.

Welche Entfernungen waren das, Kinder, ihr kennt sie nur mit der Eisenbahn. Im

Jahre 75 und 76 führte die Bahn noch nicht überall hin, und wir erlebten schreckliche Tage in unwahrscheinlichen Postkutschen, die von einer oft wenig vertrauenerweckenden Eskorte begleitet waren. So kamen wir auch in eine Stadt, die ich noch in Gedanken vor mir sehe, Guarajato, die rings von hohen Bergen umschlossen war.

Von dem Städtchen hatte ich vorher niemals sprechen hören, es hatte indessen 60 000 Einwohner, war die Hauptstadt einer Provinz und besaß ein nicht gerade modernes, aber prächtiges Theater, das aus einem Palais aus der Zeit der Vizekönige Spaniens umgebaut war. Bevor wir in die Stadt kamen, die sich terrassenförmig erhebt, mußten wir durch einen gewaltigen Felstunnel, um die Zollstation zu passieren, denn es wurde damals in jeder mexikanischen Stadt ein Zoll erhoben, was das Reisen nicht gerade erleichterte. Mich erwartete dort eine unangenehme Nachricht. In Lagos, woher wir kamen, war einer meiner Koffer liegen geblieben und gerade der, der meine Kostüme für meine Rolle «Fitterwochen» enthielt.

Am Abend sollte ich die Rolle der Graziella spielen. Lacht nicht, ich war zwanzig Jahre damals und galt für sehr schön.

Der Koffer konnte, selbst bei der größten Beschleunigung erst am nächsten Morgen eintreffen. Was sollte ich tun?

Im Hotel fragte ich eine französische Modistin, Mademoiselle Becherelle, die erst vor kurzem durch irgendeinen Zufall nach Guarajato verschlagen worden war, um Rat. Ich erzählte ihr mein Mißgeschick.

«Für das Brautkleid», sagte sie, «kann ich Ihnen mit einer prachtvollen Robe, die nur ein wenig aufgefärbt werden braucht, aushelfen. Aber dazu ist ja noch Zeit!»

Aus dem Wandschrank holte sie eine weiße, knisternde Seidenrobe, die mit herrlichen Stickereien überladen war, mit wunderbaren farbigen Tropenblumen an Goldstengeln.

«Nicht wahr, sie ist herrlich», sagte Mlle. Becherelle. Ich habe diese Robe von einem Mann gekauft, der sich ihrer entledigen wollte. Es scheint eine romantische Geschichte zu sein. Er wollte, wie gesagt, keine Erinnerung an eine Frau behalten, die er angebetet und die ihn verraten hatte. Und so kaufte ich dieses seltene Stück für wenig Geld. Ich hatte eigentlich vor, diese herrlichen Stickereien bei einem Kleid zu verwenden. Denn ich führe hier französische Modelle ein. Aber es wäre doch eine großartige Gelegenheit, die Toilette so zu verwenden, wie sie ist, sie könnte wirklich keine bessere Verwendung finden», fügte sie liebenswürdig hinzu.

In kurzer Zeit hatte Mlle. Becherelle mit viel Geschick die Taille für mich passend gemacht und der Seide ihr Lüstre wiedergegeben. Meine Theater-



roben waren im Vergleich zu dieser kolossalen Pracht gar nichts. Als ich mich meinen Kollegen, die in einem Saal des alten Palais plauderten, vorstellte, erregte ich förmlich Sensation.

Ach, meine Lieben, was stand mir bevor.

Am Abend sang ich mein Kouplet tapfer herunter, und man applaudierte stark nach dem ersten Akt. Aber als ich im zweiten Akt auftrat, fühlte ich, wie mich alles neugierig anstarrte, hörte leises Flüstern, man neigte sich vor, um mich besser sehen zu können, alle Operngläser waren starr auf mich gerichtet, und als ich meine Lieder sang, empfand ich einige Verlegenheit und dachte: warum sehen mich alle so an?

Ein plötzlicher Schrei aus einer Loge ließ mich erstarren.

Ein lautes Murren ging durch den Saal, und als hätte eine Überzeugung sich endlich Platz gemacht, hörte man laute Schreckensrufe und ein Name wurde immer deutlicher hörbar:

Donna Serena, Donna Serena!

Ich war fassungslos, was wollte man von mir? Was hatte man gegen mich, wie konnte ich solchen Schrecken einflößen? Das Orchester spielte nicht weiter und immer lauter hörte man die Rufe, als wäre ein Gespenst erschienen: «Donna Serena, Donna Serena!»

Einige Augenblicke später trat ein Alcade auf die Bühne, der unserm Impresario befahl, den Vorhang herunterzulassen.

«Sie tragen das Kleid von Donna Serena», sagte der Alcade, dessen Züge eine lebhaftige Erregung zeigten. «Man erkennt es sofort wieder. Wie sind Sie in den Besitz dieses Kleides gekommen?» fragte er mich ernst.

Ich erzählte ihm mein Mißgeschick von dem vermißten Koffer und wie mir von der französischen Modistin ausgeholfen wurde. Sie befand sich unter den Zuschauern im Theater. Man ließ sie kommen und fragte sie aus, wie eine Angeklagte.

Mlle. Becherelle war sehr bestürzt, erzählte dem Alcaden dasselbe wie mir und gab auch an, unter welchen Bedingungen sie den Erwerb dieses Kleides gemacht hatte, daß sie es für einen billigen Preis von einem Manne, der zu ihr gekommen war und den sie nicht kannte, da sie erst einige Tage in der Stadt war, das Kleid gekauft hatte. Man ließ ihre Bücher kommen und fand ihre Angaben bestätigt. 20. Februar, eine fast neue Hochzeitsrobe, 150 Piaster.

Name des Verkäufers: Sennor Diax Hernandez.

«Ein falscher Name natürlich, aber Sie mußten doch wissen, daß diese Robe nicht 150, sondern 10 000 Piaster wert ist. Ihre Mitschuld ist damit beiseite.»

Er gab den Befehl, sie zu verhaften.

«Ich soll doch nicht etwa festgenommen werden!» schrie die Modistin entsetzt, «aber was habe ich getan, ich habe doch nichts verbrochen.» Und erst nach einer längeren Weile erfuhr Mademoiselle Becherelle, die verzweifelt weinte und ich, die ich ihre Aufregung voll und ganz teilte, den Grund, warum dieses Kleid ein solches Entsetzen hervorgerufen hatte.

Es war etwa zwei Monate her, als man die Hochzeit des reichsten Bewohners von Guarajato Do Rubio gefeiert hatte. An der Robe, die die Neuvermählte zur Hochzeitsfeier trug, war länger als ein Jahr gearbeitet worden und sie war in der Stadt berühmt wegen der Kostbarkeit ihrer Stickereien.

Am Hochzeitsabend starb Donna Serena plötzlich, und so wurde die junge Frau, die sich nur für den Tod geschmückt hatte, in den Hochzeitsgewändern begraben. Die ganze Stadt hatte vor ihrem offenen Grabe gestanden und voll Trauer der wunderbar schönen Toten ein letztes Lebewohl gesagt.

Und nun trug eine andere ihr Kleid!

Die Leiche war also ihrer Herrlichkeiten beraubt worden und Donna Serena, die man so wunderbar geschmückt bestattet hatte, ruhte jetzt beraubt, ohne daß man etwas davon gehabt hatte, in ihrem mit Blumen überschütteten Grabe.

Nur mit großer Mühe gelang es der Modistin, die Menge zu überzeugen, daß sie nur unklug, aber nicht unredlich gehandelt hatte. Ihr könnt euch denken meine Lieben, welcher Schauer mir durch die Adern rann bei dem Gedanken, daß diese prächtige Robe, die ich getragen habe, als Leichenkleid gedient hatte.

Wir sind durch viele Städte gekommen, deren Namen ich vergessen habe, aber an den Tag in Guarajato werde ich immer denken müssen.

Die Welt will betrogen sein.

Die drei Aufnahmen zeigen, wie in einem Filmstudio in Hollywood aus zwei harmlosen, getrennt aufgenommenen Filmen ein aufregender Schauerfilm entsteht.



Zuerst mimt die Schauspielerin eine Schreckenszene in der Dschungel



. . . . dann wird «Sultan» vor dem Studio durch seinen Herrn gereizt



. . . . und schließlich werden die beiden getrennten Aufnahmen einfach zusammengesetzt und der Schauerhelgen ist fertig. Das Publikum bestand den «stolzkühnen Wagemut» von Darstellerin und Operateur und pilgert befriedigt nach Hause

Aufnahmen von G. A. Dinkel

Der Maharadscha

NACH DEM DÄNISCHEN VON

A. GRAEFE

Der exotisch aussehende Sekretär des Maharadschas verbeugte sich höflich vor dem Direktor des Luxushotels. «Mein Gebieter kann es nicht tragen, fremde Gesichter um sich zu sehen. Er hat mich zu Ihnen gesandt, um Ihnen das persönlich zu erklären. Er wünscht das ganze Hotel mit eigenem Personal zu belegen. Alle Gäste des Hotels werden entschädigt. Und die Angestellten erhalten während dieser drei Tage eine doppelte Entlohnung. Ich nehme an, daß Sie mit diesem großzügigen Vorschlag einverstanden sind.»

Die Launen eines Maharadscha sind unberechenbar. Wenn sie aber so gut bezahlt werden, kann man sich mit ihnen schon abfinden. Der Räumungstermin wurde auf zwei Stunden vor der Ankunft des Maharadschas festgesetzt.

Einige Tage später verließen zur bestimmten Zeit sowohl Gäste wie Angestellte das Hotel. Der Sekretär und mehrere Leute aus der Gefolgschaft des Maharadscha übernahmen das Haus.

Zwei Stunden später traf der Maharadscha von Lahore, nur von seinem Diener Ali begleitet, im Hotel ein. Man wies ihm seine Räume an. Danach kehrte der Mann, der sich als sein Sekretär ausgegeben hatte, ins Hotelbüro zurück.

«Nun, habe ich das nicht gut gedreht, Bob?» fragte er einen korpulenten Herrn, der mit einer Portiermütze auf dem Kopf am Bürotisch saß. «Allerdings: das Risiko ist groß, und der Einsatz hoch genug, aber ich hoffe, daß alles genau so glatt verlaufen wird, wie es bisher gegangen ist.»

«Du bist ein Teufelskerl, Ben», erwiderte der Dicke. «Wie du das alles herausgekundschaftet hast — ein Meisterwerk, die Tat eines Genies. Geld genug hat es bisher gekostet, die Hotelleute lassen sich nicht lumpen!»

«Wir werden schon entschädigt werden, mein Lieber», meinte Ben. «Nicht umsonst bin ich dem Maharadscha seit Monaten auf der Spur. Alles ist bis ins letzte durchkalkuliert, die Sache muß klappen. Unsere Agenten haben gut gearbeitet: kaum war sein Telegramm im Hotelbüro eingetroffen, war ich schon darüber informiert. Ich weiß auch genau, daß er den berühmten blauen Saphir und eine Reihe anderer Edelsteine bei sich hat. Die Beute hat einen Wert von mindestens 20 Millionen Dollar. Mein Abnehmer zahlt mir 15 Millionen und verdient noch 5 Millionen dabei. Mit unseren 15 Millionen, auch nach Abzug aller Unkosten, wird es sich schon ganz schön leben lassen.»

«Da hast du recht», grunzte der Dicke. «Sobald ich Dollarmillionär bin, werde ich bestimmt ehrlich.»

«Genug geschwätzt, unterbrach jetzt plötzlich Ben streng. «Geschäft ist Geschäft. Wir müssen an die Arbeit, bevor er etwas merkt, sonst entgeht uns noch die ganze Beute.»

Ben verließ das Büro, stellte einige seiner Leute als Posten auf und begab sich in das Appartement des Maharadscha. Er klopfte an die Tür. Niemand antwortete. Da öffnete Ben leise die Tür, ging behutsam durch den Vorraum in das angrenzende Schlafzimmer, wo er den Maharadscha gemütlich auf dem Divan liegend und eine Zigarette rauchend vorfand. Der Diener war gerade mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt. Der Augenblick schien günstig. Völlig überraschend zog Ben seinen Revolver und kommandierte kurz: «Hände hoch! Jeder Widerstand ist überflüssig. Das ganze Hotel ist von meinen Leuten besetzt. Hilferufe nützen nichts.»

Da begann der Maharadscha plötzlich zu lachen. Ben sah ihn erstarren. «Mein Lieber, wen glaubst du denn eigentlich vor dir zu haben?» fragte der Maharadscha in einem Tone, den Ben am wenigsten erwartet hatte.

«Was für eine blöde Frage», erwiderte er gereizt. «Sie sind der Maharadscha von Lahore!»

«Da hast du dich aber schwer geirrt, mein Guter», entgegnete der andere und lachte aus vollem Halse zynisch. «Hast du denn nie von dem Maharadscha-Jonny gehört?» Ein furchtbarer Verdacht stieg in Ben auf. «Wie? Was?» stammelte er. «Ja wohl, mein Lieber», fuhr der vermeintliche Maharadscha fort. «Der richtige kommt erst in einigen Tagen. Mein Geschäft ist genau so gut organisiert wie das deinige. Das Telegramm, das du aufgeschnappt hast, war gefälscht! Es stammte von mir! Ich hatte die Absicht, einen Amerikaner, der in der ersten Etage wohnte, ein wenig zu rupfen. Jetzt hast du mir das ganze Geschäft verdorben!»

Beinahe hätte der Schlag den armen Ben gerührt. «Der Teufel soll dich holen! Was fange ich jetzt an? Ich bin ja ruiniert. Die Geschichte hat mich mein ganzes Vermögen gekostet!»

«Was kann ich dafür?» wehrte der andere ab. Versuch dein Glück wo anders! Du hast ja mir auch ins Handwerk gepfuscht. Wir sind also quitt.»

Hilflos vor Wut verließ Ben das Zimmer. Man hörte Schritte, Rufe, Türen klapperten, dann wurde alles still.

«Es ist vorbei, Ali», sagte der Maharadscha zu seinem Diener, der vor Schreck gelähmt immer noch in einer Ecke stand. «Was für ein Glück, daß ich diesen guten Einfall hatte.»